

## Junger Mann in Budapest

Skizze von Katja

Die Sterne leuchteten über Budapest. Am Fenster ihres Schlafzimmers in der italienischen Vorstadt stand die Marchesa Antinori und sagte zu ihrem Gatten, der eben eingetreten war: „Was für ein herrlicher Abend. Es wird ein gelungenes Fest werden. Welch ausgezeichnete Idee von Mad Kenjon, heute 'Eine Nacht auf der Donau' zu veranstalten.“

Dasselbe sagten in diesem Augenblick, höchstens um Sekunden früher oder später, die Gattinnen der gesamten in Budapest stationierten Diplomaten. Es sagte es die schöne Juana de la Torres auf spanisch, die schmale, zarte, blonde Mabel Messerfon auf englisch, Madame Rogane Willet-Neuf lächelte es im lieblichsten Französisch; portugiesisch, türkisch, rumänisch, in allen Lauten und in allen Nuancen durchstautete es die blaumantelnde Nacht: „Welch herrlicher Abend! Was für eine ausgezeichnete Idee.“

Die Kammerfrauen der mehr oder weniger schönen Diplomatenfrauen hatten keine Zeit für derartige Betrachtungen. Seit Tagen waren sie bereits fieberhaft damit beschäftigt, Schmuck und Gewänder für ihre Gebieterinnen zusammenzustellen, die diese auf dem Ball tragen sollten, den der amerikanische Vorkapitän unter der Devise „Sommernachtsfest auf der Donau“ an Bord seines Luxusdampfers gab. Dieser Ball bedeutete mehr als irgendeine andere Veranstaltung. War er doch zugleich ein Abschiedsfest, eine Guldigung an die Hauptstadt, die der Gesandte Mad Kenjon damit zum Ausdruck bringen wollte. Das „Weiße Haus“ in Washington hatte seinen Vorkapitän aus Ungarn abberufen. Ein Diplomatenwechsel erfolgte. Kenjon sollte das amerikanische Volk vom Herbst an im Fernen Osten vertreten. Es war eine ehrenvolle Vereinerung. Denn dort, an dem zur Zeit heißesten und verwickeltesten Punkt der Welt, harrten schwerwiegende verantwortungsvolle Aufgaben. Trotzdem schied Kenjon mit großem Bedauern von Budapest. Er war es zwar von Berufs wegen gewohnt, die ganze Welt als seine Heimat zu betrachten. Doch Budapest hatte er besonders geliebt. Und so wollte er auch auf besondere, nicht gewöhnliche Art von der Donaustadt Abschied nehmen. Seine Frau Marina, eine phantastische, lebhaft südamerikanerin, hatte die Idee eines nächtlichen Bordfestes angeregt. In diesem Sommer, meinte sie, könne man sich auf die Beständigkeit der warmen Witterung verlassen. Und so waren vor vierzehn Tagen Einladungen an alle diplomatischen Kollegen, einige Regierungsvertreter, hohe Beamte und sonstige „Spitzen der Gesellschaft“ ergangen, in denen sie gebeten wurden, mit ihren Frauen auf dem Abschiedsball zu erscheinen, den der amerikanische Vorkapitän und Frau Marina Kenjon am 12. Juli auf ihrem Dampfer „Dunny“ veranstalten würden. Niemand hatte abgelehnt.

Der „Dunny“ lag, von weithin strahlenden Lichtreflektoren taghell erleuchtet, mitten im breiten Bett des Flusses. Geschickte Arbeiter hatten eine Brücke gebaut, die vom eigentlichen

Landungssteig direkt auf den Dampfer führte. Vom Ufer bis zum Schiff zogen sich wie Riesenschlangen große weinrote Läufer, über den jetzt in prozessionsartiger Geschlossenheit die Reihe der Gäste schritt. Die Herren trugen Frack, die Damen weitverfertigen im Funkeln ihrer Schmuckeide und blühenden Toiletten mit dem Glanze des nächtlichen, sternbestäubten Sommerhimmels. Diener in weißer Livree und weißbehaudelt nahmen die Einladungsarten in Empfang, Offiziere, ebenfalls im strahlenden Weiß ihrer Luxusuniformen, an denen das Gold der Epauketten schimmerte, begrüßten im Verein mit dem Gastgeber und der Gastgeberin die Erschienenen. Eine Vordapelle intonierte distinkt die verschiedenen Nationalhymnen. Streng der Etikette entsprechend, erfolgten sie je nach Größe und Wichtigkeit des betreffenden Staates, wobei mit der ungarischen Hymne begonnen und mit den Klängen des „Yankee Doodle“ geschlossen wurde.

Hände, die zaubern konnten und doch jetzt nichts von ihrem Werk mitgeben durften, hatten den „Dunny“ in ein feenhaftes Eiland verwandelt. Da gab es Palmenhaine und Orchideengärten. Luxusbars mit übereinandergestürzten Gläsern, Whisky, Kognak und Likörflaschen, silberne Eiskübel und Pokale. Hinter den Partifischen standen Mixer, weißgekleidete und mit den ernsthaften Gesichtern von Chirurgen. Als sei es eine der wichtigsten Aufgaben, aus all diesen Flüssigkeiten und Mischeln unter Zuhilfenahme von Zitronen, Eis, goldenen Eidottern und scharfen, bitteren Essenzen köstliche Getränke und Cocktails zu brauen.

Da gab es zarte Kokosfajons, in matten rosigen und bläulichen Pastellfarben. Schwere, dunkelbraune Lederabnetts, deren Wände, mit tieffronzenem Holz getäfelte, die Aufgabe hatten, den violetten Dampf des Havannarauchs und diplomatische Gespräche, nur für diesen Raum bestimmt, aufzunehmen. Das Schönste aber auf dem „Dunny“ war der Ballsaal. Ganz in Weiß und Silber gehalten, trug sein Plafond die Lichter des Himmels in Form von zahllosen elektrischen Kristallkugeln, die den unendlichen Schimmer der tropischen Nacht verbreiteten und sich in dem funkelnden Parquet widerspiegelten.

Musik „mit ihrem Silberklang“ tönte unermüdet, doch niemals lärmend und störend. An Backbord und Steuerbord, in Bars und Tanzsälen waren Kapellen untergebracht. In dem Sternensaal aber sah eine weißbehaudete argentinische Jazzband und ließ, wenn alle Musik schwieg, einen süßen schwermütigen Tango erklingen.

Vom feierlichen „supper“ hatte man Abstand genommen. Statt dessen war eine Fülle von Buffetis errichtet, hinter denen Köche in der Nationaltracht des jeweiligen Landes die Delikatessen und Spezialitäten ihrer Heimat servierten. Zu Raviar und geräucherter Wolgalachs trank man kleine Gläser voll eisgekühlten Wod-

ka. Dänemark bot seinen scharfen, appetitanregenden Aquavit im Verein mit der Erlesenheit seiner Hors d'oeuvres. Graublau schimmernden Forellen in Aspik, rubinrote Hummern breiteten sich gemächlich in grünem Weinlaub, umrankt von Muscheln, die die verschiedensten kalten Saucen enthielten. Portugal hatte tiefenhaftige Sardinen, „Holland in Eis gebettete Austern, der „Garten Frankreichs“ die unerforschliche Auswahl seiner Gemüse, England dampfende und kalte Braten, Spanien Trauben und Ratsifornien Früchte von unvorstellbarem Ausmaß geliefert. Und jedes Land den besten Wein. Vom mattesten bis zum tiefsten Gold des Rheins und Ungarweins, vom bräunlichen Rot der spanischen Trauben bis zum purpurfarbenen Blut Burgunds funkelte es in den zarten Gläsern und Schalen. Man sah Träumer des Genusses entzückt vor all den Herrlichkeiten stehen, man sah Frauen, wie sie das Glas hoben und tranken, und wie der Glanz des Weines sich in der Tiefe ihrer Augen entzündete.

Es war eine illustre Gesellschaft. Jeder kannte jeden. Von unzähligen „Lees“ und „Empfängen“, von „Lunch“ und „Dinner-Partys“, von „Soupers“ und Festen, die sie alle veranstalteten angeblich im Interesse ihrer Vaterländer und bei denen man hohe Politik zu machen vorgab oder sich herzhafte Langweilte.

Doch heute langweilte sich kein Mensch auf Mad Kenjons zauberhaftem Luxusdampfer „Dunny“. Zu originell war die Art des Festes und seine Ausführung. Zu interessant war es, was die Herren der Schöpfung zwischen Cocktail und Habanna zu besprechen und zu flüstern hatten. Gab es doch in der internationalen Lage die aufregendsten Entwicklungen. Zu wichtig war es für die Damen der Diplomatie, ihre Toiletten untereinander zu mustern, zu bewundern oder zu kritisieren. Das Abendkleid der zarten, schmalen, blonden Mabel Messerfon, der Gattin des englischen Gesandten, erregte Aufmerksamkeit. Sie trug nilgrünen Chiffon und als einzigen Schmuck die berühmten Rubinen ihrer Familie: taubenegroße Boutons in den kleinen rosigen Ohren. Wer aber vermochte Juana de la Torres zu überstrahlen, die zu ihrer dunklen Schönheit schneeweiße, schwer fließende Seide und schneeweiße Diamanten angelegt hatte? Höchstens die Französin Madame Rogane Willet-Neuf, die hoch und schlank, zu marmorkühler Haut, braunem Haar und Nigenaugen im tiefen Schwarz des Ebenholzes einhertritt und keinerlei Schmuck an sich duldet als eine Schnur grauer Perlen, sechsfach um den Hals geschlungen und jede Perle ein Kleinod für sich. Zwischen all dem Flimmern der Juwelen, dem Rauhen, Wogen und Düften der Seiden-, Füll-, Chiffon- und Bailettengewebe, zwischen den lieblichen, strahlenden und sanften Farben war sie, die Französin, „Herrlichste von allen“. Neidlos gestand es sich auch Marina Kenjon, daß sie trotz ihres südamerikanischen Temperaments, der Eleganz ihrer Formen und Gesien,

der Gewähltheit ihrer mattraja Toilette, zu der sie brasilianische, gelbe Brillanten trug, neben Madame Rogane verblaffen mußte.

Rechtwändig, daß es soeben ein junger Mann im einfachen, blauen Sacko wagte, die stolze Schönheit zum Tango in den Sternensaal zu bitten. Und noch merkwürdiger, daß die Französin, sonst so wählerisch, gerade diesem jungen Mann lächelnd und seinen gegen die Vorschrift verstößenden Anzug mit unnachahmlicher Grazie ignorierend, den Arm bot und sich zum Tanze führen ließ. Wer war der junge Mann? Hier kannte doch jeder jeden. Mabel Jefferson wandte sich an Juana de la Torres, die es auch nicht wußte und nun ihrerseits den Marchese Antinori befragte. Der suchte die Achseln, meinte, seine Frau werde vielleicht Auskunft geben können. Sie sei ein „enfant terrible“ und kenne die unmöglichsten Menschen in der ganzen Welt. Aber auch das „enfant terrible“ versagte diesmal. Die dunkellodige Marchese, ganz in Champagnerfarbene Brüsseler Spitzen und dunkellila Amethysten gewickelt, schüttelte wild den Kopf, schwor aber, daß sie es spätestens nach Ablauf einer halben Stunde in Erfahrung gebracht haben würde.

Nur wenige Paare tanzten. Die meisten saßen oder standen und sahen dem Tango von Madame Rogane zu, den sie mit ihrem Partner im blauen Sacko ausführte. Der junge Mann, blondhaarig, mit strahlend-blauen Augen, groß und von ausgezeichnete Figur — die Schultern breit, die Hüften schmal, fehnig und federnd in den Gelenken, tanzte besser als jeder Argentinier den geschmeidigen, wiegenden Tanz der Nation. Marina Kenjon gestand es neidlos ihrer Freundin, der Gattin des belgischen Charge d'Affaires, ein. Madame Rogane, von ihrem Partner behutsam und voll zart. Andacht be- rührt, glitt in dessen Armen hin und her, ein Bild tänzerischer Anmut. Der junge Mann sprach nicht und die Französin fragte nicht. Sie gab sich ganz des Tangos Melodie hin. Man be- stürmte sie später mit Fragen. Sie lächelte „je ne le fais pas“ und schritt gemessen an das Barbüffet, um sich mit einem Orangen-Coctail zu erfrischen. Heimlich und unauffällig begann die gesamte, exquisite Gesellschaft, in der jeder jeden kannte, sein Ich, seine Vergangenheit, seine Gegenwart und womöglich noch seine Zukunft — den Unbekannten zu beobachten. Er be- nahm sich höflich, unauffällig und korrekt. Da und dort nippte er am Wein und an den Spei- sen, rauchte eine Zigarette oder nahm eine von den Erfrischungen, die die weißblirierten Diener boten. Er tanzte gern, viel und gut, und seine der eleganten, juwelengeschmückten Frauen gab dem Mann im blauen Sacko einen Storb. Wenn er so dastand, liebenswürdig und bescheiden, den Kopf demütig neigend vor der Macht des Schö- nen, verlor er sich in einer jungen Frau, die Augen aufgeschlagen, offen und klar, brachte es nicht eine über sich, die Aufforderung zum Tanz ab- zulehnen. Der junge Mann sprach wenig mit seinen Partnerinnen und das Wenige auch nur in englischen oder französischen Broden. Doch geschickt verstand es es, jeder Frage, die seiner Person galt, auszuweichen. Und auch, als ihm die Gattin des Geschäftsträgers einer exotischen Macht aus dem Ballsaal lockte, um mit ihm an Deck, im Angesicht der milden, verkleideten Nacht einen diskreten Flirt zu beginnen, ging er zwar auf diesen herzhafte ein, doch ganz im Stille Lohengrins: ohne dabei die geringste Aus- kunft über seine eigene rätselhafte Person zu geben. Die exotische Dame lehrte zwar sehr erregt in die Gesellschaft zurück, doch wer ihr leicht entflammtes Blut so rasch auf den Siede-

grad gebracht hatte — sie wußte es nicht. Was ihr die ganze Affäre jedoch nur um so reizvoller und fortsetzungsbefürdiger erscheinen ließ.

Das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht. Alles lachte, tanzte, trank, die starren gefell- schaftlichen Formen diplomatisch-internationaler Etiketten hatten sich leicht gelockert. Und der Mittelpunkt des Interesses war noch immer jener junge Mann im dunkelblauen Sacko. Man schloß übermütig Wetten ab, wer er wohl sein möge, und die meisten waren der Ansicht, daß es sich um einen „splenigen“ Angehörigen ihrer Gesellschaftsschicht handle, dessen Einladungs- karte vielleicht verlegt worden sei. Denn die Identität aller anderen Gäste konnte an Hand dieses Dokumentes spielend leicht ermittelt werden.

Still lächelnd hörte diesen Reden nur ein junger Attaché zu. Mit verschränkten Armen beobachtete er aus einer Ecke des Saals den Mann im blauen Sacko. Und plötzlich, als dieser gerade mitten in einem Kreis von Damen und Herren der „erlauchtesten“ Diplomatie stand, trat er auf ihn zu und sagte mit höflicher Ver- beugung: „Gestatten Sie, daß ich mich vor- stelle? Ich heiße du-Bois-Reynold de la Rochefoucauld, bin Marquis und Mitglied der hie- sigen französischen Gesandtschaft“. Der junge Mann jedoch, als habe er den ganzen Abend auf nichts anderes gewartet, antwortet, mit gleicher höflicher Selbstverständlichkeit: „Ich heiße Dedon Fekete und bin ein stellungsloser Bank- beamter!“

Tableau! Bestürztes abwartendes Schweigen gen. Einen Augenblick sah es aus, als ob Fekete

noch etwas jagen, sein Eindringen hier mit irgendwelchen Worten rechtfertigen wollte. Doch dann schien er es sich überlegt zu haben. Er blieb ruhig stehen und harrete der Dinge, die da kommen würden. Man versuchte, das Ganze so diskret und unauffällig wie nur möglich zu er- ledigen. Ein Diener winkte Fekete zur Seite. Der junge Mann leistete nicht den geringsten Widerstand und folgte dem Livrierten, der ihn draußen direkt in die Arme des Geseßes be- förderte. Es war ein greller Gegensatz zu dem kurz vorher Genoffenen, als der junge Mann sich wenige Minuten später bereits auf der Po- lizeistation wiederfand. Er war der sanfteste und geständigste Delinquent, den jemals eine Budapest Polizeistation gesehen hatte. Nichts leugnete er, alles gab er zu. Ja wohl, er habe sich des Hausfriedensbruchs in sträflichster und größtlichster Weise schuldig gemacht. Aber was käme es schon darauf an. Als ungebetener Gast sei er zu dem Fest gegangen, dessen kommende Pracht und Herrlichkeit die Zeitungen bereits tagelang vorher beschrieben hatten. In ihm, der niemals so etwas mitgemacht habe — „ich bitte Sie, Herr Kommissar, ein kleiner Bankbeamter“ — und wohl kaum jemals im Leben Gelegenheit haben würde, in solche Gesellschaft geladen zu werden, „besonders jetzt, wo ich schon monate- lang arbeitslos bin“ — sei plötzlich brennend der Wunsch aufgekommen, einmal „dabei“ zu sein. Einmal mitzumachen unter den sogenann- ten Großen und Reichen dieser Erde. Er habe vorausgesehen, wie alles enden würde. „Aber das macht nichts, Herr Kommissar. Es war sehr schön, und es lohnt sich schon, für diese Nacht ein paar Wochen abzuweichen.“

## Die Schwester Robespierres

Im Jahre 1834, also vor hundert Jahren, starb in Paris in einem einsamen Zimmer des Hauses Rue de la Fontaine (jetzt rue de la pitie) eine Frau, die sich Charlotte Carrat nannte und von einer bescheidenen Rente gelebt hatte. Wie groß war das Erstaunen der Nach- barn, als dann eine Freundin der Verbliebenen, Mademoiselle Reine Louise Victoire Mathon, folgende Todesanzeige an die Haustüre heften ließ:

Paris, am 1. August 1834.

Fräulein Reine Louise, Victoire Mathon hat die Ehre, Ihnen Mitteilung zu machen von dem Tode der Marquise Charlotte Robespierre, die heute um 4 Uhr nach- mittags gestorben ist. Die Totenfeier wird Samstag, den 3. August, nachmittags statt- finden. Der Leichenzug wird das Sterbe- haus, Rue de la Fontaine 3, um 10 Uhr morgens verlassen.

Robespierre? Ja es handelte sich um die Schwester des großen Revolutio- nars, die sich zeitweise auch Karoline Dela- roche genannt hatte, um den Belästigungen der Neugierde und dem Geklatsch der Leute zu entgehen. Einige Robespierren — die gab es noch 1834 in Paris — beschloßen, der Toten eine würdige Feier zu veranstalten, und tat- sächlich versammelten sich auf dem Friedhof Montparnasse eine ansehnliche Menge vor dem Grab. Bürger Laponneraye sollte die Gedendrede halten, doch hatte ihm der Staats- anwalt einen Strich durch die Rechnung ge- macht. Laponneraye sah nämlich zur selben Zeit in Saint-Pelagie wegen eines politischen Vergehens in Haft, weshalb man

genötigt war, seine Rede zu verlesen. Sie war sehr pathetisch, eine flammende Verteidigungs- rede für die Verstorbenen:

„Mein tugendhafter und unglücklicher Maximilian, Deine Schwester hat Dich nicht verleugnet!... Schwester Maximilian Robespierres! Entreiß Dich für einen Augenblick den Armen des Todes, erscheine uns noch einmal und sage uns, ob jemals in Deinen Gedanken Dein vortrefflicher und un- glücklicher Bruder aufgehört hat, von Dir verehrt zu werden und geliebt zu sein, und ob Du jemals aufgehört hast, seinen Tugenden zu huldigen!“

Wozu diese Verteidigungsrede? O, sie war durchaus notwendig, denn allgemein wurde Charlotte beschuldigt, ihren Bruder Maximilian als eine Art Verräter des Vaterlandes bezeich- net zu haben. Sie schämte sich ihres Namens, hieß es, den Maximilian durch seine Taten ge- schändet habe. In den historischen Erinnerun- gen Pierre Laigneu' heißt es über die Frau: „Ich erinnere mich, daß gegen 1833 oder 1834 eine Schwester Marats in Paris im letzten Stockwerk eines Hauses am Place Saint Michel wohnte. Fr. Marat liebte die Schwester Robespierres nicht, die ebenfalls in Paris wohnte; sie hatte mit ihr keinerlei Ver- kehr, Fräulein Marat war ein Charakter, bei Charlotte Robespierre war davon keine Spur. Fräulein Marat hielt an ihrem Namen fest; Fräulein Robespierre dagegen verbarz den ihren unter einem Pseudonym: Karoline Dela- roche. Diese zwei Schwestern von Konventmit- gliedern hatten nichts untereinander gemein, als ihre Armut und ihre Liebe zur Arbeit. Die eine verfertigte in ihrer Einsam-

keit Uhrfedern an, die andere nähte Wäsche gemeinsam mit Fräulein Mathon, die inzwischen im Vereinshause Cabot in Paris gestorben ist. (Geschichtliche Erinnerungen t. II p. 298.)

Dieses nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung Laigneur' über die moralischen Qualitäten Charlottes sind übrigens nicht unwidersprochen geblieben und schließlich brachte ihr Testament vom 8. Feber 1828 einige Klarheit in die Sache. Der Historiker Renotze stöberte bei einem Notar des Distriktes la Tourneile dieses interessante Dokument auf. Sein Wortlaut ist:

„Vorher ich der Natur den Tribut zahle, den ihr alle Sterblichen schulden, will ich meinen Gefühlen gegenüber dem Andenken meines älteren Bruders Ausdruck verleihen und erkläre hiemit, daß ich diesen stets als einen Mann von hoher Tugend gekannt habe und protestiere gleichzeitig gegen alle seine Ehre antastenden, mit fälschlich zugeschriebenen Briefe. Da ich endlich über das, was ich bei meinem Tode zurücklassen werde, verfügen möchte, setze ich Fräulein Reine Louise Victoire Mathon zu meiner Universalerbin ein.

Verfaßt und geschrieben mit meiner eigenen Hand in Paris am 8. Feber 1828. Marie Marguerite, Charlotte Robespierre.

Die Memoiren der Verstorbenen, die auch später im Druck erschienen sind, beweisen übrigens ebenfalls, daß Charlotte ihren Bruder aufrichtig liebte und ihn nie ernsthaft verleugnet hat. In ihren Aufzeichnungen schildert sie den großen Revolutionär in den zärtlichsten Farben, als Menschen mit reinstem Herzen, als Menschen der höchsten Empfindsamkeit, der den Tod einer Taube beweinte und einst auf die Ausübung seiner Amtstätigkeit als Richter in Arras verzichtete, um nicht ein Todesurteil auszusprechen zu müssen.

Alle vergilbte Archivblätter, Aktenstücke der revolutionären Polizei, reden allerdings über die Charakterstärke Charlottes in einer anderen Sprache. Ihr ganzes Leben wird dort geschildert. Ihre Kindheit war düster, die Mutter früh gestorben, der Vater auf geheimnisvoller, politischer Mission im Ausland verschollen, das Leben Charlottes bei ihren frommen Tanten eintönig und ohne Sonne, der spätere Aufenthalt im jesuitischen Haus der Barmherzigkeit in Tournaï, wo sie neun Jahre mit ihrer Schwester Henriette untergebracht worden war, freudlos und voll Zwang. Im Jahre 1789 übersiedelte Charlotte zu ihrem Bruder Maximilian, der in die „Generalstaaten“ gewählt worden war, nach Paris, geriet aber einige Zeit später, auf einer Reise in Italien, mit ihm in Konflikt und längere Zeit blieben dann die Beziehungen der Geschwister getrübt, ohne jedoch zu einem völligen Bruch zu führen. Dann kam der 9. Thermidor, es folgten die Schicksalstage Robespierres. „Ich stürzte mich in die Gassen...“ berichtet Charlotte in ihren Memoiren, „mit ganz verwirrten Sinnen. Verzweiflung im Herzen. Ich rufe, ich suche meine Brüder (Robespierre besaß einen Bruder namens Augustin) und erfahre, daß sie in der Conciergerie seien. Ich laufe dahin und verlange sie zu sehen; ich flehe darum mit bittenden Händen, ich werfe mich vor den Soldaten in die Knie... sie stoßen mich zurück... Ich verliere die Besinnung und weiß nicht mehr, was geschieht und was aus

mir wird. Als ich zu mir komme, befinde ich mich im Gefängnis.“

G. Lenotre weiß besser Bescheid. Er will aus den Akten der revolutionären Polizei festgestellt haben, daß Charlotte weit davon entfernt war, ihre Brüder im Gefängnis aufzusuchen, sie sei vielmehr zu einer Frau Bequin im Hallenviertel geflohen, wo sie von Espionen des „Komitees der allgemeinen Sicherheit“ aufgestöbert und verhaftet worden sei. Man habe sie dann in die Sektion des „Controt sociale“ gebracht, wo sie von Kommissären verhört worden sei. Lenotre erklärt ihr Verhalten „jämmerlich“. Er sagt, Charlotte habe ihren Bruder verleugnet, habe erzählt, sie sei von ihm verjagt worden, habe geschworen, daß sie, im Falle sie vom Komplott ihres Bruders, seinen niederträchtigen Plänen erfahren hätte, alles zur Anzeige gebracht haben würde, um das Vaterland zu retten. Charlotte belästete angeblich auch eine Freundin ihres Bruders, eine Frau Duplay, die sich dann, wahnsinnig vor Schreck, im Gefängnis Saint Pelagie erhängt habe. Frau Bequin gab vor Gericht an, Robespierre habe einst in ihrer Gegenwart gelobt, er werde alle jene auf die Guillotine bringen, die seiner Schwester Charlotte Teilnahme bezeigen würden.

Ob alle diese Details der Wahrheit entsprechen, es sei wie immer, Charlotte rettete mit diesen Angaben ihren Kopf. Man ließ sie wieder laufen. Völlig verarmt, nichts besitzend, als das Kleid, das sie am Leibe trug, und lungenleidend geworden, wandte sie sich an einige Konventsmitglieder, Feinde ihres Bruders, um eine Pension, damit sie nicht verhungern müsse. Guffroy, Mitglied des Komitees der allgemeinen Sicherheit, verschaffte ihr auch bald eine kleine Rente und machte geltend, daß es „erhaben wäre, wenn der Konvent selbst in der Schwester des Verführers die Tugend ehren würde.“ Das Komitee erwieß sich nicht fühllos. Es verordnete, daß die Schwester Robespierres, „welche die Tyrannen verfolgt hatten, das Vertrauen der guten Bürger“ und den Schutz der verfassungsmäßigen Autoritäten verdiente, welche eingeladen seien, ihr Hilfe und jenen Beistand zu leisten, die das echte Bürgertum verdienten und „welche die französische Loyalität stets gewähren soll“. Das Dekret trägt die Unterschrift Courtois, des erbittertesten Feindes von Maximilian Robespierre.

Aber Charlotte wurde auch Pensionärin des späteren Kaiserreiches Ludwig XVIII. und der konstitutionellen Monarchie. Sie blieb fünfzigjährig stumm, nahm niemals zu den heftigen Diskussionen über die „Schredensmänner“ Stellung, vermied es ängstlich, in die Öffentlichkeit zu treten. Charlotte ist ledig geblieben, obwohl es in der Zeit, da ihr Bruder Frankreichs mächtigster Mann war, an Heiratsanträgen nicht gefehlt hat. Da war zum Beispiel auch Fauché, der Polizeiminister, der einst um ihre Hand bat. Sie berichtet darüber in ihren Memoiren: „Fauché war nicht schön, aber er sprühte von Geist und Liebenswürdigkeit; er sprach nur von Ehe und ich fühlte kein Widerstreben gegen diesen Bund und war sehr geneigt, meine Hand dem zu reichen, den mir mein Bruder als fehlerlosen Demokraten und als seinen Freund vorgestellt hatte.“ Die Entwicklung der Dinge machte später den Heiratsplänen ein Ende.

Hat sich Charlotte jemals von ihrem Bruder losgesagt, dann geschah es sicher nur unter dem Eindruck des Verhörs beim Revolutionstribunal, im Schatten der drohenden Guillotine,



Gäste kommen.



Herzlich willkommen!



Diesen Weg, bitte!

denn wie sehr sie Robespierre achtete, beweist die Tatsache, daß in ihrem Zimmer stets das Portrait ihres Bruders hing. Charlotte erreichte ein Alter von 74 Jahren. Ihr Grab auf dem Montparnasse ist nicht mehr zu finden. Die von Victoire Mathon dafür angenommene Konzeption erlosch — wie Lenotre berichtet — nach einiger Zeit und die Gebeine der Toten wurden fünf Jahre später in die „Katakomben“ gebracht, wo sich die von Millionen anderer befinden, vor allem auch jene ihres Bruders Maximilian, die nach eifriger Irrfahrten gegen 1860 gelegentlich des Durchbruchs des Boulevard Maleherbes dorthin gebracht wurden. Ludwig.

## Wissen Sie schon?

In Japan rechnet jedermann sein Alter von dem Neujahrstage des Jahres, in dem er geboren wurde. Um nun die Kinder für das Fehlen eines eigentlichen Geburtsfestes zu entschädigen, wird für die Mädchen im März ein Puppenfest, für die Knaben im April ein Flaggenfest gefeiert.

Die geräuschvollste Silvesterfeier kann man in New York antreffen. Dort sucht jeder seine Ehre darin, möglichst viel Lärm zu machen. Ein beliebtes Geräusch wird dadurch vollführt, daß eine Kuhglocke an einem Strick das Pflaster entlang gezogen wird.

Im Weißen Hause veranstaltet der Präsident der Vereinigten Staaten den größten Empfang am Neujahrstage und muß dabei mehr als fünftausend Personen die Hand drücken.

In der Stadt Manzanares in Spanien besteht die Gewohnheit, daß die Stadt die Begräbniskosten für denjenigen bezahlt, der als letzter im alten Jahre stirbt. Ebenso werden die Taufkosten für das erstgeborene Kind des neuen Jahres aus der Stadtkasse bestritten.

# Kino um die Jahrhundertwende

Die Lichter erlöschen. Gling-gling-ging . . . Ein Klavier: „Mein Herz, das ist ein Bienenhäus“. Ein Herr vor der weißen Leinwand: „Verehrtes tepe Publikum! Die Direktion hat keine Kosten gescheut, um Ihnen das herzerzregende, herzerregende Drama, „Die Nacht der Liebe,“ zeigen zu können. Dieses kinomatographische Kunstwerk. . .“

Auf der Leinwand erscheint ein Stück Antike, ganz nach dem Rezept der alten Kaffeebildchen dargestellt. Ein Königssohn stürzt trübfinnig mit der Krone sein edles Haupt. Der ganze Hof bemüht sich, unter Führung der Königinmutter, das Gemüt des Thronfolgers aufzuhellen. Schon scheint alle Mühe vergeblich. Da ruft man endlich die schöne Hofdame. Und siehe da! Bei deren wunderlichen Bewegungen, die in jenen Zeiten offenbar als Tanz galten, erwacht wieder das Interesse des Edlen am Irdischen. Er richtet sich auf, seine Schwermut verfliegt. Schon steigt der Lebenswille derart, daß er die kokette Schönheit schnurstracks umarmen will. Da fährt die Königinmama dazwischen. Die Tänzerin verschwindet. Das nächste Bild zeigt sie im Park. Schwärmerisch wallt sie zur Statue des Königssohnes hin und küßt die steinernen Lippen. Plötzlich — was rührt sich hinter dem Gebüsch? Er selbst ist es, der Angebetete, auch seinerseits vom Zauber der Tänzerin so hin- und hergerissen, daß er sich auf die Suche nach ihr gemacht hat. Die Schöne bemerkt ihn. Klopfsenden Herzens hört sie ihn herannahen. Er raubt ihr einen Kuß; allerdings nicht ohne uns dabei schämhaft den Rücken zu kehren. Mehr gönnt ihm der süße Augenblick nicht. Nüchtern entwindet sie sich seinen Armen und eilt hinweg. Wie-

der senkt sich Trauer über unsern Edelhauptigen. Allein nachts trägt ihn ein holder Traum zu ihr. Sie begeistert ihn inmitten eines großen Ballets. Die Jungfrauen sind alle mit Gewändern angetan, die bis an die Knöchel reichen. Nur die Reiterin enthüllt manchmal ein Stückchen ihrer Waden. Plötzlich sieht die Golde selbst am Bett. Der Traum ist Wirklichkeit geworden. Doch — o Tragik! Schon erscheint die alte Königin auf der Bildfläche und läßt in heiligem Zorn das verführerische Weib in den Kerker werfen. Er ihr nach ist eins. Die Kerkerwärter prallen untertänig zurück, als sie den ungewohnten Gast erblicken. Trotzdem kommt er zu spät. Sie hat den Giftbecher bereits geleert. Rein, nicht vollends. In weiser Vorkehrung hat, sie etwas von dem Gifttrank übrig gelassen. Und diesen Rest trinkt er. Liebesberauscht sinkt er auf die bereits zu Boden Gefürzte nieder. Im Lode vereint. Diesmal vermag auch die Alte nichts mehr zu verhindern, die schon wieder zur Stelle ist. Ihr bleibt nur übrig, gleichfalls zu Boden zu fallen. Von dieser Möglichkeit macht sie auch Gebrauch.

Was ist das: Dieser rührende Kitsch, diese kindliche Schauspielerei, diese miserablen Filmaufnahmen? Ein Film vom Jahre 1908, der einst die Herzen tausender begeisterter Kinomatographenbesucher rührte, ein Film aus jener Zeit, da der Film sozusagen die ersten unbeholfenen Schritte machte. Das war damals, als noch die Pferdebahn fuhr und die Frauen in panzerartigen Korsetts steckten, als der Grammophon als „Phonograph“ bestaunt wurde und die Kinos „Theater lebender Bilder“ hießen.

Der „Elektrische Stahl“ ist seit 1890 im Gebrauch. Am frühesten angewendet wurde er im Jahre 1912, damals wurden 22 Menschen auf ihn vom Leben zum Tode befördert.

Die Koreaner bereiten ihre Fische auf diese Weise zu, daß sie sie roh in Wasser legen und dort liegen lassen, bis sie stinken. Dann werden Zwiebel und roter Pfeffer daran getan. Dieses Gericht heißt Kimabi.

Am zwei Tagen im Jahr ist es jedermann in Paris erlaubt, zu betteln, und zwar am Neujahrstage und am 14. Mai, dem Tage der Erstürmung der Bastille, dem französischen Nationalfeiertag.

Es gibt Menschen, die 500 verschiedene Gerüche unterscheiden können, solche Spezialisten sind besonders gesucht in der Zigarrenindustrie, sowie beim Tee-, Kaffee- und Weinhandel.

Schon um das Jahr 1000, also fast 500 Jahre vor Columbus, waren Biffinger in Amerika; ebenso war der Seelweg nach Ostindien, den Vasco da Gama im Jahre 1497 entdeckte, bereits lange vor unserer Zeitrechnung bekannt. Herodot erwähnt, daß etwa 600 v. Chr. ägyptische Schiffe vom Arabischen Meerbusen aus um ganz Afrika herumgefahren und dann durch das Mittelmeer nach Ägypten zurückgekehrt seien. Diese Reise dauerte drei Jahre.

Mit Teppichmotten hat man das Experiment gemacht, sie zwei Jahre lang in Flaschen einzusperrten, in denen sie nichts zu fressen hatten, als die abgeworfenen Häute ihrer eigenen Transformation, und sie überdauernden diese Gefangenschaft.

## Heiteres

**Der Schirm.** Der alte Pimper sitzt mit seinem Landmann Schlepfer im Café. Dieser versteckt vorsichtig seinen Schirm unter dem Tisch. „Fürchtest du dich vor Dieben?“ fragt Pimper. — „Das gerade nicht,“ flüstert Schlepfer besorgt, „aber ich fürchte, daß jemand den Schirm wiedererkennen könnte.“

**Die Dame kommt zur Vermieterin:** „Ich möchte gern eine Erzieherin für meine Kinder haben.“ „Aber meine Gnädige,“ sagt diese, „wir haben Ihnen doch erst vorige Woche eine besorgt. Ach, richtig, nun erinnere ich mich. Nach dem, was uns diese erzählt hat, brauchen Sie keine Erzieherin, sondern — eine Löwenbändigerin!“

**Der junge Ehemann** beklagt sich beständig bei seinem Schwiegervater über seine Frau. — „Recht so,“ sagt der Schwiegervater, „komm nur immer zu mir, mein Sohn, wenn sie sich unmöglich benimmt. Und jetzt sage ich dir, wenn ich noch einmal so etwas von ihr höre, enterbe ich sie!“ — Und seither hörte er keine Klage mehr . . .

**Nebelblüte.** „Das gehört sich wirklich nicht für einen anständigen Ehemann,“ sagt die Vorlesende des Frauenklubs bei ihrer großen Rede, „daß er seine Abende außerhalb des Hauses verbringt, indes seine arme, gequälte Frau einsam zu Hause sitzt, mit einem Fuß die Wiege schaukelt und sich mit dem anderen die Tränen trocknet.“

Der schlaue Lehrling. Die Herren Chefs waren recht böse, denn der sonst so ansehnliche Lehrling hatte wiederholt die Unwahrheit gesagt. Schließlich wurde der Sünder hereingerufen. „Weißt du auch, mein Junge, was aus jungen Menschen wird, die es mit der Wahrheit nicht genau nehmen?“ Der Lehrling schwieg. Plötzlich ging es aber wie ein Leuchten über sein Gesicht, und freudig sprach er: „Ja, Herr Direktor, solche Leute werden später als Geschäftskreisende von der Firma hinausgeschickt.“

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 199.

Von K. A. L. Kubbel, Leningrad.  
(1. Preis Sadatschy 1 Etjudy, 1928)

Schwarz: Kf5, Ta6, b8, La3, b1, Spb2, Bc3, f6, g6, h5. (10)



Weiß: Kh1, Dg1, Th4, Lg8, Spc7, d7, Be2. (7)  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 196: Spf2—d3!  
(spd2—f3 geht nicht wegen De3—a8!)

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Halda; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Kögler Franz, Böhm-Kamnitz; Lerche Franz, Wollersdorf; Hyna Josef und Franz, Hostomitz; Kny Eduard, Ullrichthal; Hahl Erwin, Nestomitz; Mildorf Adolf u. Pachmann Reinhold, Tschau; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegler Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinaugezd.

Kreismeisterschaft im V. Kreis.

Das Nachtragsspiel zwischen Krochwitz und Neustadtl endete mit 6:2 Punkten für Krochwitz und spielen nun mit Warnsdorf in der Zwischenrunde. Allerdings trat Neustadtl mit nur 7 Mann an.

Krochwitz	Neustadtl
1. Brett Günther	0 0 Böhm W.
2. „ Heyer	0 1 Schöbel
3. „ Jelinek	1 0 Patzner
4. „ Hübel	1 0 Blumtritt
5. „ Fiedler	0 1 Lösel
6. „ Scherze	1 0 Kammel
7. „ John	1 0 Ronge
8. „ Melich	1 0

Ergebnis 6:2 für Krochwitz  
Kampfrichter war Gen. Fleck, Tetschen.

Schachinteressenten Achtung!

Am Sonntag, den 26. August, um 9 Uhr früh gelangt in Böhm-Kamnitz, „Arbeiterhelm“, der Kreis-schachwettkampf Warnsdorf gegen Krochwitz zur Austragung, wozu wir alle Schachfreunde einladen. Es verspricht ein interessanter und harter Kampf zu werden, da beide Sektionen über gutes Schachkönnen verfügen.

Der Verteilungskampf Wisterschan gegen D. T. J. Settenz endete mit 8:2 Punkten an 10 Brettern für Wisterschan.